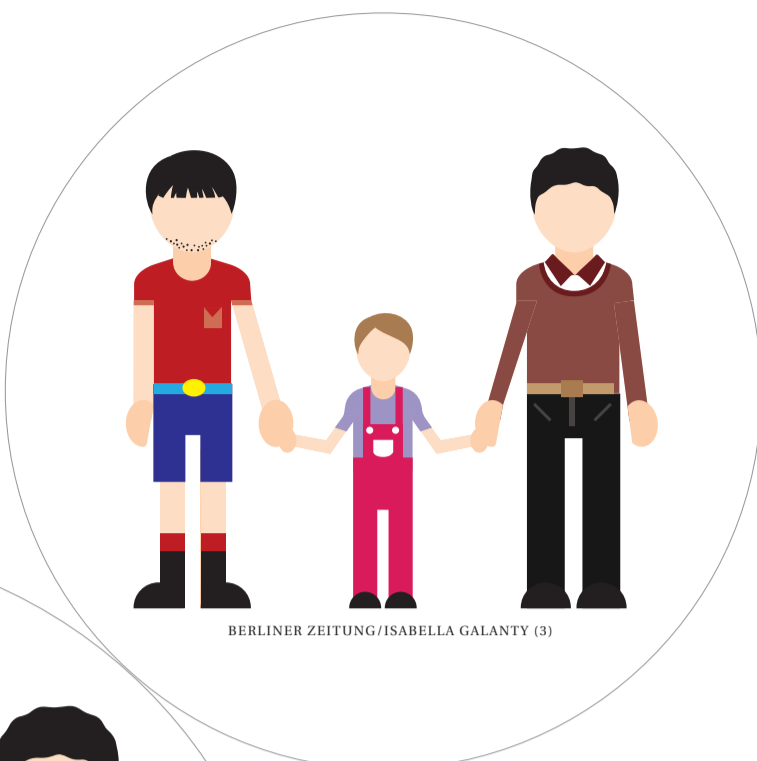
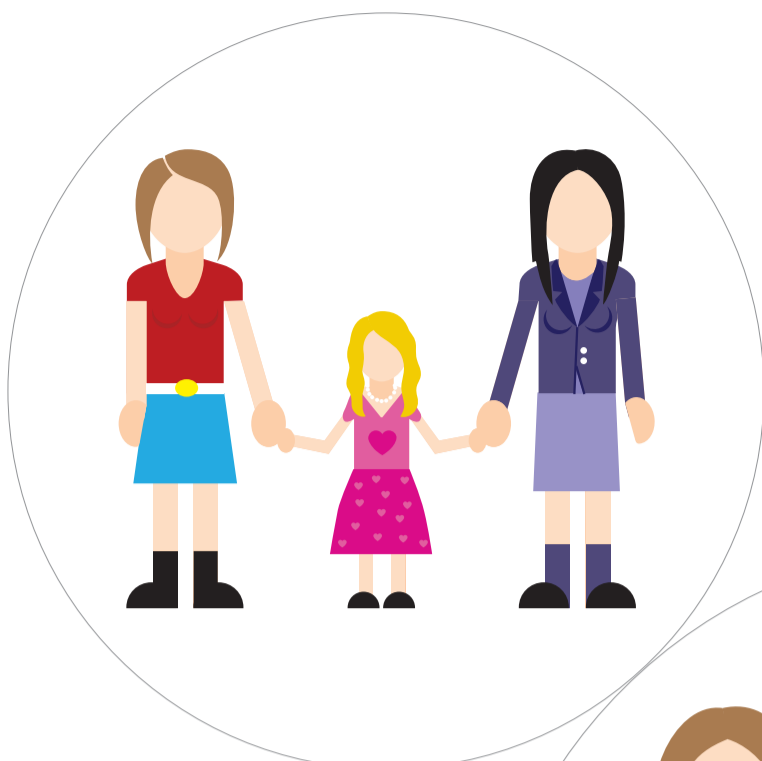


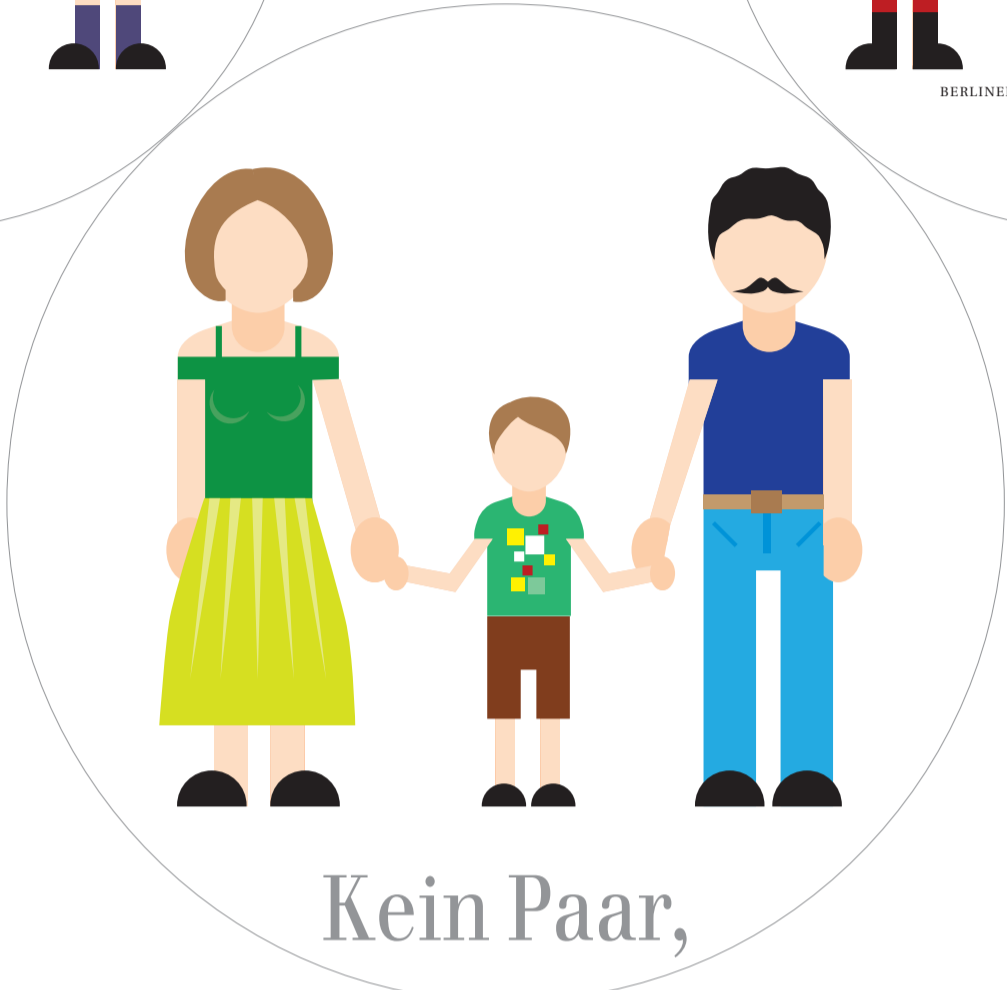
# Leben & Lassen

„Unser Ziel ist es, das traditionelle Bild für neue Formen von Familie zu öffnen.“

Christine Wagner, Gründerin von Familyship



BERLINER ZEITUNG/ISABELLA GALANTY (3)



## Kein Paar, trotzdem Eltern

Christine ist lesbisch, Gianni schwul. Ihren Kinderwunsch haben sie sich trotzdem erfüllt. Auf freundschaftlicher Basis – mit Hilfe eines Internetportals

VON CHRISTINA RINKL

### Wo man sich findet

Regenbogenfamilien werden Familien genannt, in denen Kinder bei zwei gleichgeschlechtlichen Partnern leben. Der Name leitet sich von der Regenbogenflagge ab, dem weltweiten Symbol für Schwule und Lesben.

Familyship ist eine Plattform, auf der sich Homo-, Trans- und Heterosexuelle mit Kinderwunsch finden können. Grundgedanke ist das Co-Parenting, die gemeinsame Elternschaft. Sie kann von alleinerziehend mit bekanntem anderen biologischen Elternteil bis zum Zusammenwohnen reichen. Eine anonyme Samenspende lehnt Familyship ab. [www.familyship.org](http://www.familyship.org)

Regenbogenfamilienzentrum Berlin: Diese bundesweit einzige Einrichtung dient als Anlauf-, Bildungs- und Beratungsstelle. Sie bietet auch bei familienrechtlichen Fragen Hilfe an. Kontakt: Cheruskerstraße 22, 10829 Berlin [www.regenbogenfamilien.de](http://www.regenbogenfamilien.de)

die, die nur gucken wollen, ob ihr Nachbar vielleicht auch angemeldet ist“, sagt die Gründerin.

Einer der ersten registrierten Nutzer war Gianni, der heutige Vater von Milla. Nach vielen Treffen und unzähligen Gesprächen über Kinder und Erziehung stand für beide fest, dass sie das Abenteuer Kind gemeinsam wagen wollten. Und dieses Abenteuer ging sofort aufregend los: Da Gianni zur Zeit von Christines Eisprung beruflich in Moskau war, buchte sie kurzerhand einen Flug nach Russland. Beide hatten sich für die Bechermethode entschieden, bei der der Samen injiziert wird. In Russland hat es damals nicht geklappt – aber dafür einige Zeit später zu Hause in Berlin.

Heute ist Milla zwei Jahre alt und geht tagsüber zu einer Tagesmutter. Sie verbringt ihre Tage mal bei ihrem Vater, mal bei ihrer Mutter, die nur 500 Meter voneinander entfernt wohnt. Oft unternehmen auch alle drei etwas zusammen. Christine und Gianni mögen sich. Aber sie zoffen sich manchmal auch, so wie alle Eltern auf dieser Welt. Auf der Co-Eltern-Plattform sind inzwischen knapp 3 000 Mitglieder registriert. Die meisten kommen aus Deutschland, aber auch Österreicher, Schweizer und US-Amerikaner sind darunter. Etwa zwei Drittel sind Frauen, die meisten von ihnen wünschen sich eine aktive Mutterrolle. Die Männer können auf der Seite ebenfalls angeben, was sie sein möchten: „Aktiver Vater, an Austausch mit dem Kind interessiert“ beispielsweise oder „Samenspender mit bekannter Identität“.

Auf der Homepage von Familyship sind dann Anzeigen zu lesen wie folgende: „Wir sind ein lesbisches Pärchen (28 und 33) und suchen hier den Spender für unser Wunschkind. Eine Onkelrolle mit gelegentlichem Kontakt können wir uns vorstellen, Hauptbezugspersonen möchten wir aber sein.“ Oder: „Ich bin eine alleinstehende Frau und auf der Suche nach einem Mann, der mir mittels einer Samenspende meinen Kinderwunsch erfüllt.“

Christine Wagner sagt ganz klar, dass sie mit Familyship auch einen gesellschaftspolitischen Beitrag leisten möchte. „Wir stehen für Akzeptanz und Toleranz. Unser Ziel ist es, das traditionelle Bild für neue Formen von Familie zu öffnen.“

## LIEBESFRAGEN

MALTE WELDING ANTWORTET



BLZ/ANDREAS LABES

### Warum schreckt ihn die Hochzeit?

Fast fünf Jahre sind wir ein Paar. Lieben uns, wohnen zusammen, wollen sogar gerne Kinder. Ich möchte ihn gerne heiraten. Er will „noch nicht“. Ich befürchte, dieses „noch nicht“ wird nie ein „jetzt“. Das macht mich unglücklich, ich fühle mich zurückgewiesen, nicht genug geliebt. Wohl wissend, dass Bedrängen nicht hilft, schaffe ich es nicht, das Thema Heirat nicht mehr anzusprechen. Ich kann und will ihn nicht zu meiner Wunschzukunft zwingen. Aber mit seinem Verhalten zwingt er mir seine auf. Wie finden wir hier nur eine Lösung? Kristin, 27

Wenn man finanziell erfolgreich sein will, soll man sich angeblich etwas vorstellen, das man sich mit dem Geld kaufen will. Je konkreter, desto besser. Man soll sich nicht wünschen, reich zu sein, man soll sich denken: Ich will einen Porsche 911 Carrera mit 370 PS, der von 0 auf 100 nur 4,6 Sekunden braucht. Je deutlicher man den Fahrtwind schon spüren kann und die neidischen Blicke, desto leichter fallen die Überstunden.

Nun kann es in der Liebe nicht schaden, wenn man sich fragt: „Wie will ich eigentlich leben?“ Aber hier können zu genaue Vorstellungen schnell zum Problem werden. Denn es geht schließlich nicht darum, sich selbst anzutreiben, es geht darum, zusammen mit einem anderen einen Zustand herzustellen, mit dem man leben kann.

Lieben heißt, das Leben zuzulassen.

Vor Kurzem las ich in einem feministischen Blog, dass „die Institution Ehe im Kern ein kolonialrassistisches, heterosexistisches und kapitalistisches Ordnungs- und Gewaltinstrument“ sei. Eine Leserin schrieb mir, als ich einmal die Ehe in einem freundlichen Licht schilderte, ich kenne das Geheimnis des Staates nicht, die Ehe sei ein Züchtungsinstrument, und wären die Menschen wirklich emanzipiert, wäre eine Ehegesetzgebung nicht nötig.

Ich glaube dagegen, dass die Ehe auch ein schwules Unordnungs- und Friedensinstrument sein kann, vermag das aber nicht so eloquent zu sagen.

Im Internet habe ich Bilder einer Hochzeit von zwei Amerikanern in Kenia gesehen. Stilecht mit Massai-Kriegern, Affenbrotbäumen und Giraffen im Sonnenuntergang. Die Traumhochzeit einer Frau, die irgendwann als kleines Mädchen „Jenseits von Afrika“ gesehen hat und sich dachte: Genau so will ich heiraten! Der Mann ist in so einem Traum nur noch ein weiteres Deko-Element.

Natürlich soll man seine Träume verwirklichen, das sagt einem ja auch die Bausparkasse. Aber in der Liebe kommt es doch eher darauf an, seine Träume aufeinander abzustimmen und eine gemeinsame Wirklichkeit wahr werden zu lassen.

Die Liebe stellt Sie vor schwierige Fragen? Malte Welding gibt Ihnen eine Antwort. Schreiben Sie an: [liebe@berliner-zeitung.de](mailto:liebe@berliner-zeitung.de)

Milla und ihre Eltern sehen zusammen aus wie eine Kleinfamilie aus dem Bilderbuch: eine süße Zweijährige, eine zierliche, hübsche Mutter und ein großer, dunkelhaariger Vater. Dass der Weg zur Familie lang und oftmals frustrierend war, sieht man den dreien nicht an. Millas Eltern sind kein Liebespaar: Ihre Mutter ist lesbisch, und ihr Vater ist schwul. Gemeinsam haben sie sich den Traum vom Kind erfüllt und leben das, was man heute eine Regenbogenfamilie oder Co-Parenting, also gemeinsame Elternschaft, nennt.

Für Christine Wagner aus Berlin hatte schon lange festgestanden, dass sie ein Kind haben wollte. Gemeinsam mit ihrer damaligen Freundin machte sie sich vor sechs Jahren auf die Suche nach einem Vater. Im Bekanntenkreis gab es keinen, der als Kandidat infrage kam. Also durchforsteten sie das Internet: „Wir fanden blinkende und flackernde ‚Bitte-hier-klicken-und-da-bezahlen-Seiten‘, mit klitzekleinen Spalten, in denen Haarfarbe, Größe, Gewicht und Schulabschluss standen, dazu irgendwelche Fotos mit Muskeln oder gerade gezogenen Scheiteln“, erzählt sie. Also auch hier: nichts. Ebenso wenig war in der schwul-lesbischen Kinderwunschgruppe in der Hauptstadt ein passender Mann dabei. Es muss mehr stimmen als nur die Chemie, wenn es um den zukünftigen Vater des eigenen Kindes geht.

Christine Wagner, von Beruf Ärztin, war frustriert. Gleichzeitig wollte sie nicht wahrhaben, dass in Deutschland keine Familienplanungsplattform für gleichgeschlechtliche Paare zu finden ist. Innerhalb von vier Wochen gründete sie deshalb die Internetseite Familyship, auf der sich Homo-, Trans- und Heterosexuelle mit Kinderwunsch suchen und finden können. Ziel ist es, Leute miteinander in Kontakt zu bringen, die auf freundschaftlicher Basis eine Familie gründen wollen. Die Registrierten vernetzen sich untereinander, schreiben sich Nachrichten und lernen sich bei gegenseitiger Sympathie kennen. Anfangs lief alles ehrenamtlich, inzwischen beträgt die einmalige Anmeldegebühr 17,90 Euro. „Die Gebühr macht Sinn, denn so melden sich nur Leute mit ernsthaftem Interesse bei uns und nicht mehr

Unliebsames auf die lange Bank zu schieben, ist eine leidige Angewohnheit. Nun haben sich Wissenschaftler der Universitätsmedizin Mainz des Phänomens angenommen, das Fachleute Prokrastination nennen. Das Ergebnis: Besonders junge Leute sind betroffen. Professor Manfred Beutel, der Leiter der Studie, erklärt, warum.

Gibt es tatsächlich den typischen Aufschieber, Herr Professor Beutel?

Das Aufschieben ist ein komplexes Phänomen. Es hat zunächst mit der Art der Aufgabe zu tun: Wir schieben bevorzugt Unangenehmes auf, also Dinge, an denen man scheitern kann. Zweitens hängt es an der Persönlichkeit: Die Betroffenen haben geringe Selbstwirksamkeit und wenig Selbstkontrolle; sie sind nicht überzeugt, dass sie die Dinge wirklich schaffen, die sie sich vornehmen. Dazu kommt ein gesellschaftliches Problem: Arbeit, Lebensplanung und Ausbildung werden immer flexibler, gleichzeitig nimmt die Ablenkung zu. Gerade Online-Medien sind immer präsent.

Und deshalb ist das Aufschieben besonders bei jungen Leute so verbreitet?

Ja, denn die müssen sich zum Beispiel in der Schule und im Studium in besonderem Maße selbst organisieren und sind in der Persönlichkeit oft noch nicht so weit gereift. Wir haben Menschen von 14 bis 95 Jahren befragt: Die Prokrastination nimmt in unserer Stichprobe eher mit dem Alter ab.

Warum trifft es mehr Männer als Frauen?

Das ist ein interessantes Phänomen: Wir haben in Mainz zum Beispiel eine große Ambulanz für Spielsucht, und wegen Online-Sucht kommen

## Heute? Morgen!

Wichtiges vor sich her zu schieben, kann zum Risiko werden. Besonders junge Männer sind davon betroffen

INTERVIEW: BARBARA KLIMKE

Manfred Beutel ist Direktor der Klinik und Poliklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie der Universität Mainz – und Experte für die Risikomerkmale des Aufschiebens.



DP/MARTIN SCHÜTT

PETER PULKOWSKI

97 Prozent Männer. Das heißt, es gibt eine hohe Affinität der Männer zu den gesellschaftlich dargebotenen Formen der Ablenkung. Auch wenn natürlich andere Faktoren eine Rolle spielen.

Ist das Aufschieben nur eine schlechte Angewohnheit, oder gibt es riskante Begleiterscheinungen?

Das kann ein regelrechter Teufelskreis werden. Wenn man nur hin und wieder Dinge aufschiebt und dann doch die Kurve kriegt, ist das nicht so schlimm. Bedenklich wird es, wenn wichtige Lebensbelange aufgeschoben werden und man den Anschluss verliert. Zum Beispiel, wenn jemand seine Ausbildung mit Ach und Krach abschließt, es aber dann nicht schafft, Bewerbungen zu schreiben, und sich mit Online-Aktivitäten ablenkt. Prokrastination hat ja immer auch mit der Vermeidung von Enttäuschungen und Frustration zu tun. Das macht gerade in kritischen Situationen die Bewältigung von Problemen sehr schwierig.

Aufschieben ist ein erlerntes Verhalten. Kann man auch wieder umlernen?

Das kann man. Der erste Schritt ist eine offene und ehrliche Bestandsaufnahme. Dafür muss man keine Psychotherapie machen, das hilft es auch, sich selbst kritisch zu befragen. Eine klare Zielorientierung ist wichtig. Und viele Menschen brauchen eine klare Struktur, zum Beispiel einen geregelten Tagesablauf. Dazu gibt es gute Anleitungen. Es ist hilfreich, die Ablenkungsmöglichkeiten zu reduzieren: also Medienabstinenz. Vieles kann man selber machen. Aber man kann den Prozess auch psychotherapeutisch unterstützen.